

HANS PETER HYE, BRIGITTE MAZOHL
JAN PAUL NIEDERKORN, ARNOLD SUPPAN

Einleitung

Im vorliegenden Band wird nach dem Einfluss von Geschichtswissenschaft und geschichtswissenschaftlichen „Meistererzählungen“ für die Konstituierung von Nationen und Nationalstaaten im 19. Jahrhundert gefragt.¹ Darüber hinaus werden erste Überlegungen dazu angestellt, ob, weshalb und in welcher Form dieses lange Zeit hindurch so erfolgreiche Konzept von nationalen historischen „Meistererzählungen“ am Ende des 20. Jahrhundert im „westlichen“ Mitteleuropa in die Krise geriet und seither in Frage gestellt wurde und wird. Mit dieser Zielsetzung versteht sich das Vorhaben als – geographisch begrenzter – Beitrag zu vergleichbaren europaweiten wissenschaftlichen Bemühungen, wie sie derzeit u.a. im Rahmen eines Großprojekts der European Science Foundation zum Thema „Representations of the Past: The Writing of National Histories in Europe“ ihren Niederschlag finden.²

Der Band enthält die um einen Beitrag erweiterten wichtigsten Ergebnisse der trilateralen Tagung „Nationalgeschichte als Artefakt. Mystifizierung und Entmystifizierung nationaler Historiographien. Österreich – Italien – Deutschland im Vergleich“, die auf Anregung und nach einem Konzept von Christof Dipper, Brigitte Mazohl und Marco Meriggi unter wissenschaftlicher Mitwirkung von Pier-Luigi Ballini, Grete Klingenstein und Jan Paul Niederkorn im September 2002 in Wien veranstaltet worden ist.³ Auf einige Punkte des für die Tagung ausgearbeiteten Konzeptpapiers wird einleitend zurückgegriffen. Der Band selbst nimmt vor allem die deutsche und österreichische – und in einigen wenigen Beiträgen auch die italienische – Historiographie in den Blick, um – im trilateralen Vergleich – die geschichtswissenschaftliche Begleitung bzw. Deutung der Nationalstaatsbildung

¹ In der deutschen Geschichtswissenschaft hat sich in Anlehnung an die englische und französische Bezeichnung *master narrative* bzw. *grand récit* der Begriff „historische Meistererzählung“ für diese Form von „großer Erzählung“ durchgesetzt, vgl. Konrad H. JARAUSCH, Martin SABBROW (Hgg.), *Die historische Meistererzählung. Deutungslinien der deutschen Nationalgeschichte nach 1945* (Göttingen 2002).

² Vgl. European Science Foundation, Humanities Programme, Newsletter 1 (Strasbourg 2004).

³ Veranstalter waren die Historische Kommission der Österreichischen Akademie der Wissenschaften in Zusammenarbeit mit dem Istituto Veneto di scienze, lettere ed arti (Venedig), dem Italienischen Kulturinstitut (Wien) und der Gesellschaft für Geschichte der Neuzeit (Salzburg–Innsbruck); unterstützt wurde das Vorhaben durch die Gerda Henkel-Stiftung (Düsseldorf) und das Kulturamt der Stadt Wien.

(und deren Zerfall) in jenen Staaten genauer zu untersuchen, die bekanntlich auch in ihrer „realhistorischen“ Entwicklung aufs engste miteinander verbunden waren.

Wir können heute in der Geschichtswissenschaft auf eine vertiefte wissenschaftliche Reflexion über die Nationsbildung (*nation building*) und die Schaffung eines Nationalstaates (*nation state*) zurückblicken. Die nicht zuletzt auch auf Hegels geschichtsphilosophische Konzeptionen zurückzuführende⁴ und vor allem im deutschsprachigen Kulturbereich lange Zeit nahezu kanonische Geltung beanspruchende Ansicht, dass es objektive Faktoren (Herkunft, Sprache, Konfession, Geschichte und andere „nationale“ Eigenschaften) gebe, die eine „Nation“ konstituieren, führt heute vordergründig⁵ nur noch ein Nischendasein. Es dauerte lange, ehe die bereits in den fünfziger Jahren vereinzelt geäußerten Einwände gegen diese Ansicht im historiographischen Diskurs zur Kenntnis genommen wurden. Immerhin betonte Eugen Lemberg bereits 1964 die Bedeutung des Bewusstseins eines Anders- oder Besondersseins vor allem auf Grund ethnischer, sprachlicher oder konfessioneller Homogenität, der Gemeinsamkeit von soziokulturellen Einstellungen und historischen Erinnerungen und der Geringschätzung anderer Völker.⁶ Erst in den siebziger Jahren vollzog sich dann auf breiter Basis ein bemerkenswerter Wandel: Einen Anstoß dazu gab 1972 das Erscheinen der deutschen Übersetzung der Arbeit von Karl Wolfgang Deutsch zur Nationsbildung⁷, in der er überzeugend darlegte, dass über Kommunikationsnetze vermittelte materielle und geistige Austauschprozesse für die Entstehung moderner Nationen von elementarer Bedeutung sind. Erst recht trugen dann die Arbeiten von Benedict Anderson⁸,

⁴ Vgl. Roger HART, *Universals of Yesteryear. Hegel's Modernity in an Age of Globalization*; in: A.G. HOPKINS (ed.), *Global History. Interactions Between the Universal and the Local* (Houndsmill 2007) 66–97.

⁵ Kritisch ist aber doch zu vermerken, dass Konzeptionen von „Multikulturalität“ in sehr verwandter Art und Weise auf statische „Kulturkonzeptionen“ zurückgreifen, die scheinbar „Identität“ stiften. Problematisiert wird dies von Rogers BRUBAKER, *Ethnicity without Groups* (Cambridge–Massachusetts–London 2004), insbesondere 28–63 im gemeinsam mit Frederick COOPER verfassten Kapitel *Beyond „Identity“*. Ähnlich sind aber auch die Konzeptionen von sozialer „Klasse“, genau genommen auch von „Geschlecht“ zu hinterfragen, die dazu dienen können, als „objektive Faktoren“ das „richtige“ Bewusstsein ihrer Träger/innen zu präjudizieren.

⁶ Es sei hier u.a. an die Arbeiten von Eugen LEMBERG, *Geschichte des Nationalismus in Europa* (Stuttgart 1950) und *Nationalismus, I: Psychologie und Geschichte, II: Soziologie und politische Pädagogik* (Reinbek bei Hamburg 1964), sowie von H. L. KOPPELMANN, *Nation, Sprache und Nationalismus* (Leiden 1956) erinnert.

⁷ Karl W. DEUTSCH, *Nationenbildung, Nationalstaat, Integration*, hg. von Abraham Ashkenasi und Peter W. SCHULZE (Düsseldorf 1972); das Original erschien unter dem Titel: *Nationalism and Social Communication* (New York 1953).

⁸ Benedict R. ANDERSON, *Die Erfindung der Nation: zur Karriere eines folgenreichen Konzepts* (Frankfurt 2005). Das englische Original (*Imagined Communities. Reflections on the Origin and Spread of Nationalism*) war bereits 1983 in London, die deutsche Erstausgabe 1988 in Frankfurt erschienen.

Ernest Gellner⁹, Eric Hobsbawm¹⁰ und Isaiah Berlin¹¹ dazu bei, den Gedanken von der Nation als einer von Intellektuellen und Politikern geschaffenen, ja sogar „erfundenen“ Gemeinschaft zu popularisieren. Der seitdem an Einfluss gewinnende „linguistic turn“¹² hat seinerseits dazu beigetragen, dass der Begriff „Nation“ in den letzten Jahren vielfach als „kulturelles Artefakt“ bezeichnet wurde.¹³ Dieser war – wie andere „geschichtliche Grundbegriffe“ auch – selbst einem semantischen Wandel unterworfen¹⁴, und das sogar innerhalb kurzer Zeit: Der heute wieder modern/postmodern anmutenden, vor 125 Jahren formulierten Einsicht des französischen Religionswissenschaftlers Ernest Renan, die Nation sei eine „große Solidargemeinschaft, getragen von dem Gefühl der Opfer, die man gebracht hat, und der Opfer, die man noch zu bringen gewillt ist“, die aber einem „Plebiszit, das sich jeden Tag wiederholt“, unterworfen ist¹⁵, standen nur wenige Jahre später integralistische Konzeptionen gegenüber, die die Menschen unabhängig von ihrem Willen einer Nation zu- und unterordneten oder – zumindest ebenso wichtig – aus dieser ausschlossen.¹⁶

Ob alle diese theoretischen Ansätze die „Rückkehr des Nationalismus“ nach 1989 und seine heutige Wirkungsmächtigkeit erklären können, bleibt freilich nach wie vor ungewiss, wie das Staunen vieler Theoretiker bewies. Jedenfalls wurden und werden wir laufend Augenzeugen, wie Staaten, auf deren Territorien verschiedene Völker – oder genau genommen deren jeweils mystifizierte „semantische

⁹ Ernest GELLNER, *Nationalismus und Moderne*, Berlin 1991. Die englische Originalausgabe (*Nations and Nationalism*) war 1983 in Oxford erschienen.

¹⁰ Eric J. HOBSBAWM (Hg.), *The Invention of Tradition* (Cambridge 2000). Auch dieser Band war erstmals bereits 1983 (unter der Mitherausgeberschaft von Terence Ranger) erschienen.

¹¹ Isaiah BERLIN, *Der Nationalismus. Seine frühe Vernachlässigung und gegenwärtige Macht* (Frankfurt am Main 1990).

¹² Vgl. Peter SCHÖTTLER, *Wer hat Angst vor dem „linguistic turn“?*, in: *Geschichte und Gesellschaft* 23 (1997) 134–151.

¹³ Vgl. Aleida ASSMANN, *Die Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen. Nationale Diskurse zwischen Ethnisierung und Universalisierung*, in: Ulrich BIELEFELD, Gisela ENGEL (Hgg.), *Bilder der Nation. Kulturelle und politische Konstruktionen des Nationalen am Beginn der europäischen Moderne* (Hamburg 1998) 379–400, hier 383.

¹⁴ Eigenartigerweise wird „Nation“ erst im 1992 erschienenen 7. Band der „Geschichtlichen Grundbegriffe“ unter „Volk, Nation, Nationalismus, Masse“ berücksichtigt, und nicht bereits im 1978 erschienenen Band 4 (Mi–Pre).

¹⁵ Ernest RENAN, *Was ist eine Nation?* Vortrag an der Sorbonne, gehalten am 11. März 1882, in: Ernest RENAN, *Was ist eine Nation? Und andere politische Schriften*. Mit einem einleitenden Essay von Walter Euchner und einem Nachwort von Silvio Lanaro. Aus dem Französischen und Italienischen von Maria Fehringer. Übersetzung des titelgebenden Aufsatzes „Was ist eine Nation“ durch Henning Ritter (Wien–Bozen 1995) 41–58, hier 57.

¹⁶ Für die Habsburgermonarchie hat Gerald STOURZH dazu eine Reihe von grundlegenden Arbeiten vorgelegt. Stellvertretend sei genannt: *Ethnic Attribution in Late Imperial Austria: Good Intentions, Evil Consequences*, in: Ritchie ROBERTSON, Edward TIMMS (eds.), *The Habsburg Legacy. National Identity in Historical Perspective* (*Austrian Studies* 5, Edinburgh 1994) 67–83.

Traditionskerne“ – oft jahrzehnte-, ja sogar jahrhundertlang zusammengelebt haben, auseinander brechen, weil Nationen, Nationalitäten und nationale Minderheiten – oder eigentlich die Angehörigen der Eliten dieser mehr oder minder exakt beschreibbaren sozialen Gruppen – auf einmal den eigenen souveränen Nationalstaat als unverzichtbar ansehen, in ihm Selbstbestimmung und Selbstverwirklichung suchen. Was Jan Huizinga¹⁷ als „Sucht“ zu beschreiben versuchte, ist eine jeweils bestehende Schranken zu überwinden versprechende und Egalität und Solidarität verheißende gesellschaftspolitische Integrationskraft, welche die Geschichte Europas und der Welt im 19. und 20. Jahrhundert immer wieder stärker bestimmt hat als die Ideen der Freiheit und parlamentarischen Demokratie oder die des bis 1989 so machtvoll erscheinenden (strukturell sehr ähnlich konstruierten und in seiner Praxis durchaus oft nationalistisch agierenden) Kommunismus¹⁸. Freilich, *den* Nationalismus gibt es nicht, sondern nur dessen vielgestaltige Erscheinungsformen von – oft national umgedeuteten – Aufstandsbewegungen in Italien, Polen und auf dem Balkan im 19. Jahrhundert, über den Zerfall der multiethnischen Imperien der Osmanen und Habsburger während des 19. Jahrhunderts und/bzw. 1918, über den Nationalsozialismus und Stalinismus bis zu den („antiimperialistischen“) Befreiungsbewegungen in den Kolonialreichen und zum Zerfall der Sowjetunion. Verständlicherweise wurde Nationalismus daher im 20. Jahrhundert auch zum Synonym für Intoleranz, Inhumanität und Gewalt, für Vertreibungen und Völkermorde.¹⁹

Der eingangs erwähnte, aus Prag stammende Politikwissenschaftler Karl W. Deutsch nannte den Nationalismus eine „Geistesverfassung“, die „nationalen Nachrichten“ (*messages*), Erinnerungen und Vorstellungen einen „bevorzugten Platz in der gesellschaftlichen Kommunikation und ein stärkeres Gewicht im Entscheidungsprozess einräumt“. Ein Nationalist schenke daher „vorzugsweise der Übermittlung und Kommunikation jener Nachrichten Aufmerksamkeit, die spezifisch nationale Symbole enthalten oder die aus einer spezifisch nationalen Quelle stammen, oder die in dem spezifisch nationalen Sprach- oder Kultur-Code abgefasst sind“.²⁰ Diese Definition trifft freilich erst einen bestimmten, wenngleich wichtigen Teilaspekt. Der ebenfalls aus den böhmischen Ländern stammende – und 1945 vertriebene – Soziologe Eugen Lemberg stellte den gesellschaftlichen Bezug her:

¹⁷ Jan HUIZINGA, *Im Bann der Geschichte. Betrachtungen und Gestaltungen* (Basel 1943) 131.

¹⁸ Vgl. Michael PORTMANN, *Die kommunistische Revolution in der Vojvodina 1944–1952. Politik, Gesellschaft, Wirtschaft, Kultur* (Zentraleuropa-Studien 13, Wien 2008).

¹⁹ Peter ALTER (Hg.), *Nationalismus. Dokumente zur Geschichte und Gegenwart eines Phänomens* (München–Zürich 1994) 15–35; Norman M. NAIMARK, *Flammender Hass. Ethnische Säuberungen im 20. Jahrhundert* (München 2004); Wolfgang BENZ, *Ausgrenzung, Vertreibung, Völkermord. Genozid im 20. Jahrhundert* (München 2006).

²⁰ DEUTSCH, *Nationenbildung*, 204.

„Was also die Nationen zu Nationen macht oder – allgemeiner gesagt – große gesellschaftliche Gruppen zu selbstbewussten, aktionsfähigen, nationalen oder nationsähnlichen Gemeinschaften bindet und von ihrer Umwelt abgrenzt, das ist nicht die Gemeinsamkeit irgendeines Merkmals, die Gleichheit der Sprache, der Abstammung, des Charakters, der Kultur oder der Unterstellung unter eine gemeinsame Staatsgewalt, sondern umgekehrt: ein System von Vorstellungen, Wertungen und Normen, ein Welt- und Gesellschaftsbild, und das bedeutet: eine Ideologie, die eine durch irgendeines der erwähnten Merkmale gekennzeichnete Großgruppe ihrer Zusammengehörigkeit bewusst macht und dieser Zusammengehörigkeit einen besonderen Wert zuschreibt, mit anderen Worten: diese Großgruppe integriert und gegen ihre Umwelt abgrenzt.“²¹

Die Nation stellt also für den Nationalismus den höchsten Wert dar, sie ist die allein verbindliche Sinngebungs- und Rechtfertigungsinstanz. Die – wie immer gearteten und von wem auch immer formulierten – „Interessen der Nation“ werden vor allen anderen zum Maßstab des politischen Denkens und Handelns. Dies führt dann vielfach in radikaler Konsequenz zur „Umwandlung des Nationalismus in einen Religionsersatz“ oder wie es Thomas Nipperdey formulierte: „Das Religiöse wird im Nationalen säkularisiert, das Säkulare sakralisiert.“²² Die neue „politische Religion“ der Nation verfuhr mit traditioneller Religiosität sehr unterschiedlich: Kritik oder sogar radikale Ablehnung wie im Falle von Frankreich und Italien begegneten einander ebenso wie eine (fast) vollständige Gleichsetzung von Nation und Religion im Falle der Iren, Polen, Kroaten oder Serben; auch die belgische Nationsbildung wurde von der (teilweisen) konfessionellen Verschiedenheit zu den nördlichen Niederlanden stark mitgeprägt. In solchen Fällen verstärkte die traditionelle Gläubigkeit den säkularen Prozess der Nationsbildung. Komplizierter gestalteten sich die Verhältnisse in Deutschland, wo Luther zu den „Heiligen“ der Nationsbildung zählte, während der Katholizismus in gewissen „kleindeutschen“ Augen mit dem Stigma „undeutscher“ Art zu kämpfen hatte. In Ungarn hatte die zur Unabhängigkeitspartei tendierende calvinische Gentry der Tiefebene die heidnische (Arpad-)Tradition bemüht, während Hochadel und katholischer Klerus die Kontinuität vom heiligen Stephan bis zum modernen Ungarn herausstrichen.²³

Eine nationsbildende Funktion wurde und wird immer wieder der Geschichte zugeschrieben; nicht dem Vergangenheitserlebnis als solchem, sondern dem Bericht, der Analyse, der Deutung, also der Geschichtsschreibung. Sie umriss nicht nur die Vergangenheit einer Großgruppe, sondern setzte ihr auch Ziele in ideologischer und räumlicher Hinsicht. Die Historiographie stilisierte die nationale Geschichte zur Sendungsidee: Sie hob die großen Männer (Alexander der Große, Arminius, Chlodwig, Piast, Vladimir der Heilige, Stephan der Heilige, Friedrich

²¹ LEMBERG, Nationalismus II, 52.

²² Thomas NIPPERDEY, Deutsche Geschichte 1800–1866. Bürgerwelt und starker Staat (München 1983) 300; vgl. Carlton S. HAYES, Nationalism as Religion, in: Derselbe, Essays on Nationalism (New York 1926); jetzt auch Glenda SLUGA, The Nation, Psychology, and International Politics 1870–1919 (Basingstoke 2006).

²³ Etienne FRANÇOIS, Hagen SCHULZE, Das emotionale Fundament der Nationen, in: Monika FLACKE, Mythen der Nationen. Ein europäisches Panorama (München–Berlin 1998) 17–32.

I. Barbarossa, Wilhelm Tell, Karl IV., Jan Hus, Matthias Corvinus, Wilhelm von Oranien, Gustav II. Adolf, Prinz Eugen, Peter der Große, Heinrich Pestalozzi, Tadeusz Kościuszko, Napoleon Bonaparte, Horatio Lord Nelson, Otto Fürst Bismarck u.a.) und Frauen (Libussa, Jeanne d'Arc, Maria Theresia u.a.) hervor, ihre nachahmenswerten Leistungen; sie beschwor die nationale Einheit und die Idee der Unabhängigkeit, lehnte aber jegliche fremde Unterdrückung ab; sie feierte die Siege (Teutoburger Wald 9 n. Chr., Hastings 1066, Bouvines 1214, Sizilianische Vesper 1282, Sempach 1386, Grunwald 1410, Granada 1492, Wien/Kahlenberg 1683, Zenta 1697, Trafalgar 1805, Austerlitz 1805, Waterloo 1815, Solferino 1859, Sedan 1870, Šipka-Pass 1878, Tannenberg 1914, Stalingrad 1942/43) und beklagte die Niederlagen (Thermopylen 480 v. Chr., Amselfeld 1389, Konstantinopel 1453, Mohács 1526, Weißer Berg 1620, Raclawice 1794, Madrid 1808, Messolonghi 1826, Düppeler Schanzen 1864, Königgrätz 1866, Caporetto 1917). Mit dem eigenen Rollenbild zeichnete die nationale Geschichtsschreibung auch das Feindbild: die Antipoden der eigenen Sendung, die allfälligen Verräter. Darüber hinaus setzte die Historiographie Ziele in räumlicher Hinsicht: Sie wies auf die Grenzen von – im modernen Sinn meist multiethnischen – dynastischen Reichen im Mittelalter hin, schrieb ihnen damit direkt oder indirekt retrospektiv modern-nationalen Charakter zu und verlieh auf diese Weise der nationalen Bewegung – oft ungewollt – national-imperialistische Züge.²⁴ Nationale Historiographie wurde so nicht selten zu einem integralen Bestandteil einer rückwärtsgewandten Verheißungsideologie.

Die Kontinuität der Nation zu beweisen und zu sichern, war von Frankreich bis Polen, von Deutschland bis Italien die Hauptaufgabe der historischen Forschung und Lehre. Ab der Grundschule wurde verkündet, dass es die Nation immer gegeben hat und immer geben wird. Dazu mussten mythische Ursprungserzählungen erhalten: Verknüpfungen des Landes mit einer heldenhaften Person, exemplarische Beispiele von Widerstand und Opfermut gegen fremde Aggressoren und Unterdrückung, ständige Hinweise auf die Schicksalsgemeinschaft, sowie goldene Zeitalter unter bestimmten Herrschern.²⁵ Allgegenwärtig war der Verweis auf das Christentum und die Verteidigung des wahren Glaubens – gerade auch gegen die Osmanen. Allerdings ergibt auch die europäische Konfliktgeschichte eine „unentwirrbare Mischung aus Bewunderung und Hass, Ablehnung und Anlehnung, aus der die europäischen Nationen ihre Dynamik schöpfen“. Auffallend ist jedoch, dass sich die beiden eng miteinander verbundenen Grundströmungen, die das Gesicht Europas und der europäischen Nationen im Verlauf des 19. Jahrhunderts am tiefgreifendsten veränderten – die „industrielle Revolution“ und die koloniale Expansion – in den kollektiven Geschichtsbildern *explizit* so gut wie nicht auftauchen:

²⁴ Richard G. PLASCHKA, Arnold SUPPAN, Horst HASELSTEINER, Zum Begriff des Nationalismus und zu seinen Strukturen in Südosteuropa im 19. und 20. Jahrhundert, in: Österreichische Osthefte 20 (1978) 48–78.

²⁵ Vgl. jetzt auch Herfried MÜNKLER, Die Deutschen und ihre Mythen (Berlin 2008).

keine industriellen Unternehmungen und Eisenbahnbauten mit ihren Ingenieuren und Arbeitern, keine Wissenschaft und Technik, kein moderner Schiffsbau und die Eroberung fremder Kontinente.²⁶ Man kann dies als „Ausdruck eines Unbehagens an der Modernität auslegen“, als „Angst vor der nicht kontrollierbaren und vergänglichen Zeit“²⁷, deren zunehmende Komplexität sich so gar nicht mit dem romantisierenden harmonischen Bild des „eigenen“ Wesens in Übereinstimmung bringen ließ – die „Störer“ waren denn auch bald ausgemacht.²⁸ Es ist allerdings auch zu fragen, was, wenn nicht die mit diesen sozioökonomischen Modernisierungen verbundenen Änderungen, jenen „zivilisatorischen Hochmut“ begründet hat, demzufolge die „anderen“ geschichts- und kulturlos, oder schlicht „primitiv“ waren? Und ebenso ist mit Robert Evans darauf zu verweisen, wie sehr der „Transfer“ von Elementen des nordwesteuropäischen „Lifestyle“ des späten 18. Jahrhunderts nach Ostmitteleuropa ebendort zur Entstehung der Nationalismen beigetragen hat.²⁹

In diesem Band interessiert aber nicht so sehr die Frage des Zusammenhangs (oder Nichtzusammenhangs) von Nation und Moderne, zumal ein modernisierungstheoretischer Ansatz in diesem Falle wohl zu kurz greifen würde. Vielmehr wird von der – mittlerweile in der Geschichtswissenschaft weithin anerkannten – Überlegung ausgegangen, dass es eine bestimmte Form von Geschichtsschreibung gab und gibt, deren Leitmotiv die „historisch-wissenschaftlich“ argumentierende Begründung und Rechtfertigung, d.h. „Erschaffung“ der (modernen) Nation war und ist, deren Verbreitung und Popularisierung den Prozess der Nationsbildung maßgeblich begleitet und vorangetrieben hat, und die daher – auch von ihrem Selbstverständnis her – als „Nationalgeschichte“ [eigentlich als „Geschichte im Dienst der Nation“] im weitesten Sinne bezeichnet werden kann. Dabei ist davon auszugehen, dass diese Art von nationalgeschichtlicher Erzählung nicht nur einer vermeintlichen „Entstehungsgeschichte“ auf die Spur kommen will, sondern dass sie dafür die unterschiedlich-

²⁶ So beklagte auch der – die imperiale Expansion durchaus begrüßende – britische Historiker John Robert Seeley 1883, im historischen Bewusstsein seiner Zeitgenossen habe Großbritannien die halbe Welt quasi „in a fit of absence of mind“ erobert. Statt wahrzunehmen, dass die englische Geschichte des 18. Jahrhunderts sich nicht in England, sondern in Amerika und Asien entwickelt habe, konzentrierte man sich zu stark auf das „mere parliamentary wrangling and the agitations about liberty“. J.R. SEELEY, *The Expansion of England* (London 1883), hier zitiert nach Ronald FINDLAY, Kevin H. O’ROURKE, *Power and Plenty. Trade, War and the World Economy in the Second Millenium* (Princeton–Oxford 2007) 229f.; vgl. Anthony WEBSTER, *The Debate on the Rise of the British Empire* (Manchester–New York 2006) 36 f.

²⁷ FRANÇOIS–SCHULZE, *Fundament*, 29.

²⁸ Vgl. Hierzu auch Niall FERGUSON, *Politik ohne Macht. Das fatale Vertrauen in die Wirtschaft* (München 2003) 7–14. Das englische Original des im Deutschen etwas in die Irre führenden Titels: *The Cash Nexus* (London 2001).

²⁹ R. J. W. EVANS, *Nationality in East-Central Europe: Perception and Definition before 1848*, in: DERS., *Austria, Hungary and the Habsburgs. Central Europe c. 1683–1867* (Oxford 2006) 101–113.

sten „Vorgeschichten“ bemüht, die der in Wahrheit „neuen“ Nation als Vorbild und emotionale Orientierung dienen sollen.³⁰ Im Sinne Pierre Noras wird die nationale „Meistererzählung“ damit gleichermaßen zum nationalen „Gedächtnisort“ und zur „Fundgrube“ für als solche dienende Einzelaspekte, denen nach jeweiliger „nationaler Konjunktur“ beispielsweise in Form von Denkmälern gehuldigt wurde.

Dieses historiographische Genre an sich entstand nicht zufällig im 19. Jahrhundert, als es infolge der globalen politischen Krise, die nahezu alle Regimes im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts erfasst hatte, zu einer anhaltenden Intensivierung der Staatlichkeit(en) kam³¹, die insbesondere auf die unmittelbare Erfassung der gesamten auf dem Territorium lebenden Bevölkerung (u.a. als Steuerzahler, Militärdienst Leistende)³² abzielte. Der Eingliederung lokaler Ordnungs- und Herrschaftsstrukturen in ein einheitliches überregionales Staatswesen entsprach die Suche nach bzw. die Schöpfung einer nach innen nivellierenden, nach außen aber abgrenzenden gemeinsamen Erinnerungskultur, zu der eine verwissenschaftlichte Historiographie zweifellos einen wesentlichen Beitrag leistete. Im Mittelpunkt stand die eigene „Besonderheit“ der „nationalen Identität“, die es vom „anderen“ abzugrenzen galt. Dass Sieg, Niederlage und Heldentum eine bedeutende Rolle in den Meistererzählungen spielten, überrascht angesichts des Umstandes, dass der Bereich des Militärischen weiterhin die zentrale Aufgabe der „modernisierten“ Staatlichkeit blieb, wenig. Wie sehr sich freilich – jenseits aller individuellen Unterschiede – die einzelnen „Mythen der Nationen“ strukturell ähnlich waren und sind, das haben Etienne François und Hagen Schulze in der von Monika Flacke herausgegebenen vergleichenden Untersuchung zu den europäischen Nationalmythen eindrücklich aufgezeigt.³³ Indem „heroisch“ überdies stets mit „kämpferisch“ gleichgesetzt wurde, kam dem nationalen Mythos zugleich seine spezifisch männliche Konnotation zu; die Tatsache, dass im bzw. seit dem 19. Jahrhundert der Staat „männlich“ war und als „männliche“ Domäne galt, lässt sich wohl auch auf diese seine „heroischen“ „nationalen“ Grundlagen zurückführen.³⁴

Solange der militärisch geprägte moderne (National-)Staat als die einzig existenzfähige und daher einzig sinnvolle Form staatlicher Organisation erschien, war diese Art von „Nationalgeschichte“ das herrschende Paradigma der Geschichts-

³⁰ Vgl. Ernst BRUCKMÜLLER, Nation Österreich. Kulturelles Bewusstsein und gesellschaftlich-politische Prozesse (Studien zu Politik und Verwaltung 4, Wien–Köln–Graz 21996).

³¹ Vgl. Christopher Alan BAYLY, The Birth of the Modern World 1780–1914. Global Connections and Comparisons (Oxford 2004) 86–244, insbes. 199ff.

³² Für das späte 19. Jahrhundert vgl. James J. SHEEHAN, Where Have All the Soldiers Gone? The Transformation of Modern Europe (Boston–New York 2008) 15ff.

³³ FRANÇOIS–SCHULZE, Das emotionale Fundament der Nationen.

³⁴ Vgl. zu diesem Themenfeld Gabriele WILDE, Das Geschlecht des Rechtsstaats. Herrschaftsstrukturen und Geschlechterpolitik in der deutschen Verfassungstradition (Frankfurt 2001); Erna APPELT, Geschlecht-Nation-Staatsbürgerschaft. Politische Konstruktion der Geschlechterverhältnisse in Europa (Frankfurt 1999); Ute FREVERT (Hg.), Bürgerinnen und Bürger. Geschlechterverhältnisse im 19. Jahrhundert (Göttingen 1988).

wissenschaft und des historischen Bewusstseins überhaupt. In ihr erkannte man sich bzw. erkannten sich die als „staatstragend“ zu verstehenden Gruppen wieder. Nicht nur deshalb war dieser Form der „historischen Meistererzählung“ auch eine vergleichsweise lange Dauer beschieden. In dem Maße, in dem sich – insbesondere nach 1918 – die Volks- bzw. eigentlich „Nationalwirtschaften“ voneinander abschotteten und den internationalen Austausch von Waren und Kapital zu erschweren trachteten³⁵ und in dem viele der kriegsbedingten Überwachungsmaßnahmen und Reglementierungen des Alltags aufrecht erhalten blieben³⁶, in dem Maße dürfte sich wohl auch der inter-„nationale“ Austausch von Wissens- und Kulturgütern, die die nationalen Meistererzählungen hätten beeinflussen können, reduziert haben.³⁷ Auf deren Grundlagen beruhen bis heute vielfach noch immer die historischen Lehrpläne in den einzelnen Ländern. „Nationalgeschichte“ wirkt wohl unterschwellig immer noch weiter, auch wenn in der akademischen Geschichtswissenschaft andere wissenschaftliche Zugänge und Fragestellungen an ihre Stelle getreten sind.³⁸

Es kann kaum überraschen, dass das Desaster des Zweiten Weltkriegs die traditionellen Formen von Nationalgeschichte keineswegs beendete, auch wenn diese wegen ihrer Instrumentalisierung durch die totalitären Ideologien des Nationalsozialismus, Faschismus und des Bolschewismus kompromittiert waren. Für einen unmittelbaren Paradigmenwechsel fehlten sowohl die Inhalte als auch die institu-

³⁵ Vgl. FINDLAY–O’ROURKE, *Power and Plenty* 429 ff.

³⁶ SHEEHAN, *Where Have All the Soldiers Gone* 82.

³⁷ Für Prag (Praha), einem wichtigen Zentrum der universitären deutschen Nationalhistoriographie bis 1945, konstatiert Alena MIŠKOVÁ, *Německá (Karlova) univerzita od Mnichova k 9. květnu 1945. Vedení univerzity a obměna profesorského sboru* (Praha 2002) [dt. unter dem Titel: *Die Deutsche (Karls-)Universität vom Münchener Abkommen bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges. Universitätsleitung und Wandel des Professorenkollegiums* (Prag 2007)], dass die Angehörigen der dortigen deutschsprachigen Professorenschaft nach dem Ende des Weltkrieges bis weit in die 20er-Jahre hinein von Westeuropa aus nahezu isoliert wurden. Dies beschleunigte zwei Tendenzen innerhalb dieser Gruppe, nämlich eine sich vertiefende Spaltung zwischen „Nationalen“ und „Liberalen“ und in den 30er-Jahren die Radikalisierung der Ersteren in Richtung Nationalsozialismus. Das hatte nicht nur die Marginalisierung der „Liberalen“ zur Folge, sondern bedeutete nunmehr auch eine aktive hermetische Abgrenzung vor allem nach dem Westen (Die „Ostforschung“ wurde dagegen gezielt vorangetrieben): Die Teilnahme an internationalen Kongressen wurde ebenso abgelehnt wie die Rezeption fremdsprachiger Fachliteratur, die faktisch nicht mehr zitiert wurde. [Freundliche Mitteilung der Autorin, die soeben eine kritische Edition des Schriftverkehrs Josef Pfitzners bearbeitet, die grundlegende Einsichten in die personellen Netzwerke der deutschsprachigen Historiographie in den zwanzig Jahren vor 1945 ermöglichen wird.]

³⁸ Wiewohl es zuweilen allerdings auch fraglich ist, ob die Bereitschaft zur Rezeption fremdsprachiger Literatur in der Zwischenzeit sehr zugenommen hat. Jedenfalls erscheint es beispielsweise verblüffend, dass die Arbeit von Peter H. WILSON, *From Reich to Revolution. German History, 1558–1806* (New York–Houndmills 2004), die seit Aretins großem Werk gewiss als eine der wichtigsten Arbeiten zum Thema „Altes Reich“ (gerade auch wegen ihrer „europäischen“ Fragestellungen) bezeichnet werden kann, in der reichhaltigen Literatur zu 1806–2006 weitgehend unbeachtet blieb.

tionellen und personellen Voraussetzungen.³⁹ Zudem ist – abgesehen von den unmittelbaren Bedürfnissen der Nachkriegszeit – wohl auch die sicher mit mindestens einem Jahrzehnt zu veranschlagende Zeitspanne zu berücksichtigen, die für das „Durchsickern“ eines solchen Paradigmenwechsels bis in den Bereich der Lehrpläne, der Medien und der „Kulturträger“ erforderlich ist. Umgekehrt muss aber auch gefragt werden, wie weit unter den völlig gewandelten Bedingungen nach 1945 (bzw. nach 1989) tatsächlich ein grundlegender Paradigmenwechsel in den mitteleuropäischen Historiographien erfolgt ist. Wie bereits erwähnt, setzte die Diskussion des Nationsbegriffs selbst erst relativ spät und sehr zögerlich ein, zudem kann angesichts der Ereignisse der 1990er Jahre durchaus auch von einer gewissen kategorialen „Renationalisierung“ gesprochen werden, und dies nicht nur im Zusammenhang mit dem Zerfall, sondern auch mit der Vereinigung von Staaten. So traf denn auch Karl Dietrich Erdmanns 1985 gestellte Frage „Drei Staaten – zwei Nationen – ein Volk?“⁴⁰ auf empörte Ablehnung seitens einer mittlerweile selbstbewusst gewordenen „klein-österreichischen“⁴¹ Öffentlichkeit und Historiographie,⁴² die soeben (im Zuge der sog. Waldheim-Debatte) auf ihrer Flucht vor der Geschichte gestellt worden waren.

Die mit dem Namen Erdmanns eng verbundene „Fischer-Kontroverse“⁴³ verweist aber auch auf eine weitere wichtige Gewichtsverlagerung innerhalb einer weiterhin bestehenden (bzw. für „Klein-Österreich“ gerade erst entstandenen) Nationalgeschichte. Die Frage der Verantwortlichkeit für die „Entfesselung“ des Ersten

³⁹ Vgl. hierzu Fritz FELLNER, Nationales und europäisch-atlantisches Geschichtsbild in der Bundesrepublik und im Westen in den Jahren nach Ende des Zweiten Weltkrieges; (Zweitabdruck) in: DERS., Geschichtsschreibung und nationale Identität. Probleme und Leistungen der österreichischen Geschichtswissenschaft (Wien-Köln-Weimar 2002) 129–144.

⁴⁰ Karl Dietrich ERDMANN, Die Spuren Österreichs in der deutschen Geschichte. Drei Staaten, zwei Nationen, ein Volk? (Zürich 1989); DERS., Drei Staaten – zwei Nationen – ein Volk? Überlegungen zu einer deutschen Geschichte seit der Teilung, in: Geschichte in Wissenschaft und Unterricht, 36 (1985) 671–683. Vgl. auch Jürgen MIROW, Schwierigkeit und Möglichkeit einer deutschen Nationalgeschichte; in MIÖG 99 (1991) 475–504.

⁴¹ Diesen Begriff verwendete der sich als „altösterreichisch“ bezeichnende Historiker Josef Redlich 1926 mehrfach in einem Brief an Hugo von Hofmannsthal. Helga FUSSGÄNGER (Hg.), Hugo von Hofmannsthal – Josef Redlich. Briefwechsel (Wien 1971) 79f. Zur Entwicklung des österreichischen Nationalbewusstseins nach 1945 vgl. Ernst BRUCKMÜLLER, Nation Österreich. Kulturelles Bewußtsein und gesellschaftlich-politische Prozesse, 2. ergänzte und erweiterte Auflage (Studien zu Politik und Verwaltung 4, Wien-Köln-Graz 1996).

⁴² Vgl. den Diskussionsbeitrag von Helmut RUMPLER in DERS. (Hg.), Innere Staatsbildung und gesellschaftliche Modernisierung in Österreich und Deutschland 1867/71–1914. Historikergespräch Österreich – Bundesrepublik Deutschland 1989 (Wien-München 1991) 253–256, hier 255; Ernst HANISCH, Der lange Schatten des Staates. Österreichische Gesellschaftsgeschichte im 20. Jahrhundert (Wien 1994) 164.

⁴³ Imanuel GEISS, Zur Fischer-Kontroverse. 40 Jahre danach, in: Martin SABROW, Ralph JESSEN, Klaus Grosse KRACHT (Hgg.), Zeitgeschichte als Streitgeschichte. Große Kontroversen seit 1945 (München 2003) 21–57.

Weltkriegs und dann vor allem die jedenfalls unabdingbaren historischen Aufarbeitungen von Nationalsozialismus, Holocaust und Kriegsverbrechen rückte die „Nation“ neuerlich und nahezu ausschließlich in das Zentrum des historiographischen Interesses. Parallel bzw. zeitverschoben zu diesem neuen „nationalen – wenn auch kritischen, bis zur nationalen Selbstzerfleischung reichenden – Geschichtsbild“⁴⁴ etablierten sich Sozial- und Strukturgeschichte, später dann Alltags- und Mikrogeschichte, die zum größten Teil (wenn auch zumeist unausgesprochen) in den Rahmen von häufig sehr anachronistisch gedachten Staatlichkeiten eingebettet wurden. Für viele dieser Ansätze leistete die „kritische Theorie“, die außerhalb des deutschen Sprachraums – freundlich gesagt – allenfalls mit indifferentem Unverständnis rezipiert worden ist⁴⁵, wichtige Anstöße. Paradoxiertweise kann aber konstatiert werden, dass die daraus resultierende und lange Zeit in allererster Linie der Theorie verpflichtete „kritische Wissenschaft“ geradewegs in ein unpolitisches Abseits, ja geradezu in ein biedermeierliches Miniaturenkästchen geführt hat. Daraus resultierende Defizite der gegenwärtigen deutschsprachigen Historiographie werden nicht nur dann schmerzlich verspürt, wenn man sich die reiche Fülle der englischsprachigen Literatur vergegenwärtigt, der es mit scheinbarer Leichtigkeit gelingt, lokale, regionale und „nationale“ Besonderheiten (in einem Zeitraum von der frühen Neuzeit bis zur Gegenwart) in einen globalen Kontext einzubetten, wobei versucht wird, sowohl den jeweiligen internationalen Diskussionsstand als auch die Fachliteratur der unterschiedlichen „globalen Regionen“ zu berücksichtigen. Solche Art „historischer Aufklärung“ kommt den Bedürfnissen einer interessierten Öffentlichkeit in einer reglobalisierten Welt unbedingt entgegen.

Viele der hier skizzierten historiographischen Phänomene sind mittlerweile im Einzelnen vielfach erforscht, bisher jedoch kaum in vergleichender Perspektive. Der vorliegende Band hat es sich daher zum Ziel gesetzt, den historiographischen Umgang mit der „nationalen“ Vergangenheit sowohl einem chronologischen als auch – im Rahmen des Möglichen – dem nationalstaatlichen Vergleich zu unterwerfen. Konstruktion und Dekonstruktion der „Nationalgeschichte/n“ sollen gemeinsam in den Blick genommen werden, und das in den drei ausgewählten Ländern zugleich. Um bei diesem Vorhaben auch die nationalen Grenzen unter dem Aspekt der unterschiedlichen Wissenschaftskulturen möglichst zu überschreiten, sollte die Analyse länderspezifischer „Nationalgeschichte/n“ nicht nur den jeweiligen nationalen Experten überlassen, sondern auch dem Blick der jeweils „Anderen“ ausgesetzt werden. Dass dies in diesem Band nur vereinzelt gelungen ist, erklärt sich aus den

⁴⁴ FELLNER, Nationales und europäisch-atlantisches Geschichtsbild 143.

⁴⁵ Vgl. stellvertretend für eine Fülle von Bemerkungen T.C.W. BLANNING, *The Culture of Power and the Power of Culture. Old Regime Europe 1660–1789* (Oxford 2002) 6; Jan DE VRIES, *The Industrious Revolution. Consumer Behavior and the Household Economy, 1650 to the Present* (Cambridge u.a. 2008) 40 ff.

nach wie vor äußerst wirksamen historiographiegeschichtlichen Gepflogenheiten, welche bedauerlicherweise in der Aufarbeitung der je „eigenen“ Geschichtswissenschaft die nationalen Grenzen noch mehr respektieren als andere Subdisziplinen.

Weiters schien es sinnvoll und notwendig, das Thema „nationaler“ Historiographiegeschichte(n) nicht ausschließlich Historikerinnen und Historikern zu überlassen. So wurde etwa an Literaturwissenschaftler die Frage gerichtet, wie die Vorgänger ihrer Disziplin im 19. Jahrhundert „nationale“ Literaturgeschichten gedacht und geschrieben haben, was ein solcher Ansatz heute noch bieten kann bzw. welche neuen Paradigmata möglicherweise heute an dessen Stelle getreten sind. Dabei durfte natürlich auch die Frage der „Nationalsprache(n)“ und das Verschwinden der Dialekte nicht übersehen werden.

Historienmalerei und Nationaldenkmäler sind mittlerweile so intensiv erforscht, auch über die Ländergrenzen hinweg, dass die Herausgeber auf die Heranziehung der entsprechenden Spezialisten im Rahmen dieses Bandes verzichtet haben.

Nicht fehlen durfte aber ein geschlechtsspezifischer Zugang: die Untersuchung von Politik und Verfassung, Staat und Nation der Neuzeit unter diesem Aspekt von Seiten einer Reihe feministischer Wissenschaftlerinnen in den letzten Jahren ergab bereits jetzt grundlegende Ergebnisse. Zu fragen wäre nun beispielsweise, ob mit Weiblichkeit konnotierte Werte ihren Eingang in die Rekonstruktionen nationaler Vergangenheit gefunden haben. Dass für die Frühneuzeit dieser weite kulturgeschichtliche Ausgriff beachtliche Resultate hervorbringen kann, zeigt der bereits erwähnte von Ulrich Bielefeld und Gisela Engel herausgegebene Sammelband über „Bilder der Nation“, der das Ergebnis intensiver internationaler Zusammenarbeit und langer Vorbereitung war.⁴⁶

Von diesen Überlegungen ausgehend gliedert sich der vorliegende Band in fünf tendenziell chronologisch angeordnete, aber auch thematisch kohärente Unterkapitel, welche jeweils den Vergleich der verschiedenen Länder in sich einschließen.

In einem allgemeinen – die gesamteuropäische Situation ins Auge fassenden – Überblick von *Helmut Rumpler* wird zunächst dem engen Zusammenhang von Nationalidee und Nationalstaatsgeschichte in ihren Ursprüngen nachgegangen, ein Zusammenhang, an welchem sich – im transnationalen Vergleich – auch der Übergang von der „Idee des Nationalen“ zur „Ideologie des Nationalismus“ historisch festmachen lässt. Wie und warum wandelte sich in den einzelnen europäischen Ländern die Idee der „Volksnation“ – als „Kulturnationalismus“ – zum Postulat des „Nationalstaats“, d.h. zum politischen Nationalismus und welche Rolle spielten dabei die Historiker? Einen entscheidenden Anteil an der Ideologisierung des Nationalen sieht Rumpler dabei weniger in den Anfängen nationaler Selbstfin-

⁴⁶ Ulrich BIELEFELD, Gisela ENGEL (Hgg.), *Bilder der Nation. Kulturelle und politische Konstruktionen des Nationalen am Beginn der europäischen Moderne* (Hamburg 1998).

derung, sondern in der späteren, mit imperialistischen Machtinteressen verbundenen Nationalstaatspolitik, für welche dann die Geschichtswissenschaft tatsächlich ideologische Argumente bereit stellte.

Im zweiten Kapitel: „Von der Universal- zur Staatengeschichte“ wird nach den frühen Formen der verschiedenen „Nationalgeschichten“ bzw. nach deren unterschiedlichen Ausformungen, aber auch nach deren Alternativen in Deutschland und Österreich gefragt. *Thomas Wallnig* und *Brigitte Mazohl* untersuchen die frühen Grundlagen der österreichischen Historiographie im 18. Jahrhundert, die Quellen gewissermaßen, aus denen sich die späteren *Nationalgeschichte/n* speisten, und zeichnen damit den Übergang von der Hof- zur Staatengeschichtsschreibung, von der Geschichte des österreichischen Raumes zu der des österreichischen Vaterlandes im frühen 19. Jahrhundert nach; in einer Zeit also, in welcher die politischen Rahmenbedingungen des österreichischen Kaisertums für eine neue Art vaterländischer Staatgeschichtsschreibung günstige Voraussetzungen geschaffen hatten. Am Beispiel des großen österreichischen „Freiheitsbriefs“ zeigt sich der Wandel von zeitgenössischer aktueller Publizistik zum neuen Paradigma einer vaterländischen „Staatgeschichtsschreibung“ in aller Deutlichkeit.

Gabriele B. Clemens weist in ihrem Beitrag nach, dass neben und jenseits der – die universitäre Öffentlichkeit des Deutschen Reichs prägenden – „Nationalgeschichte“ durchaus auch universal-, reichs- und vor allem landesgeschichtliche Traditionen weiterhin fortbestanden. Während die lange Zeit hindurch dominierende Universalgeschichte allmählich in den Hintergrund trat, da es ihr nicht gelungen war, die „wissenschaftliche Wende“ der Geschichtswissenschaften im 19. Jahrhundert – im Sinne der quellenkritischen Methode – mit zu vollziehen, konnten sich Reichsgeschichte bzw. die unterschiedlichen Ländergeschichten im 19. Jahrhundert umso mehr behaupten, als nach der (zweiten) Reichsbildung der Staat in den Mittelpunkt der akademischen Erörterung geriet. Aus der Tätigkeit der vielen Landesgeschichtsvereine, Historischen Landeskommissionen u.ä.m. entsprang eine große Zahl bedeutender Arbeiten, welche die Bedeutung des Landes- und lokalen Bewusstseins unterstreichen, das vor Ort dem Nationalgefühl zumindest ebenbürtig gegenüber stand.

Werner Maleczek geht in seinem vergleichenden Beitrag auf den unterschiedlichen Umgang mit dem gemeinsamen Mittelalter in der deutschen und österreichischen Geschichtskultur und Geschichtsschreibung ein, wobei im Falle „Österreichs“ der Blick auch auf die nicht deutschsprachigen Nationen, wie etwa die Tschechen und Ungarn erweitert wird. Der Mythos vom „vorbildhaften“ Mittelalter, das sich einerseits in romantisierenden Idealbildern, andererseits in vorbildlichen methodischen Quellenerschließungen niederschlug, konnte den Historikern des (zweiten) Deutschen Reiches mit ihrer Fokussierung auf den „Staat“ als Identifikationsgrundlage dienen, nicht aber dem österreichischen Vielvölkerreich, dessen politische und nationale Heterogenität quer zur Vorstellung eines mittelalterlichen „deutschen“ Vorläuferstaates liegen musste.

Der eigentlichen Nationalgeschichte im engeren Sinne ist das dritte Kapitel „Die Erfindung der Nationalgeschichte im 19. Jahrhundert“ gewidmet, wobei hier der Blick auch auf die Geschlechterdimension erweitert wird.

Georg Christoph Berger Waldenegg untersucht in seinem Beitrag den letztendlich gescheiterten Versuch der Schaffung einer „österreichischen“ Nationalgeschichte in den Jahren nach 1848/49. Das – aus den politischen Zielsetzungen des Neoabsolutismus erwachsende – Bemühen, aus der vormaligen Union monarchischer Ständestaaten ein einheitliches „postständisches“, zentralistisches Staatsgebilde mit einer selbst bewussten „Staatsnation“ zu schaffen, fand seinen institutionellen Mittelpunkt im 1854 gegründeten „Institut für Österreichische Geschichtsforschung“. Nahezu unlösbar erwies sich jedoch der Versuch, im Rahmen einer „österreichischen“ Nationalgeschichte die zum Teil auf langen Traditionen fußenden Landesgeschichten in sich zu vereinen, umso mehr als die Landes-„Nationen“ sich vielfach in „moderne“ Sprach-„Nationen“ zu wandeln begannen. Gerade hier waren sich die Regierungsverantwortlichen sehr wohl der politischen Probleme und Gefahren bewusst, die um die Mitte des Jahrhunderts mehrdeutigen Begriffen wie „Nation“, „Vaterland“, „Volksstamm“ oder gar „Volk“ inhärent waren.

Jörn Leonhard widmet seinen Beitrag einem überaus wichtigen deutschen Vergleichsbeispiel, nämlich der Entstehung der kleindeutsch-preußischen Nationalhistoriographie. Von der liberalen vormärzlichen Geschichtsdeutung kommend, in deren Mittelpunkt vor allem der „historische Fortschritt“ gestanden war, sahen die Historiker nach 1848/49 ihre Aufgabe zunehmend in der Legitimation des kleindeutsch-preußischen Nationalstaats als Fortschritts- und Erfolgsgeschichte. Die Vergangenheit mutierte auf diese Weise zur (teleologischen) „Vorgeschichte“ eben dieses Staates. Geschichte war nun nicht mehr die (naturgesetzliche) Abfolge des Fortschritts, sondern wandelte sich in den Machtkampf rivalisierender Nationen, der im Nationalkrieg kulminierte. Auf diese Weise entstanden aggressive und ausschließende Deutungsmuster gegenüber allen scheinbaren inneren und äußeren Feinden. Die damit verbundene Schwächung des „alten“ Liberalismus wurde kompensiert durch den wiederkehrenden Hinweis auf die Größe der eigenen Nation, womit es unter anderem auch gelang, das ehemals liberale Bürgertum an den neuen Nationalstaat zu binden.

Mit der bereits angedeuteten geschlechtsspezifischen Dimension vaterländischer Geschichtsbilder und nationaler Deutungsmuster befasst sich der Beitrag von *Waltraud Heindl* am Beispiel der österreichischen historischen Publizistik und Historiographie. Trotz der scheinbar „frauenlosen“ allgemeinen Geschichte, lässt sich eine enge Verzahnung von Nation und Geschlecht vor allem dann erkennen, wenn sich der Blick den mythenbildenden „heroischen“ nationalen Leitfiguren zuwendet. Leitfiguren, die im nationalen Diskurs der verschiedenen „österreichischen“ Nationalitäten eine entscheidende Rolle spielten, konnten, wie das Beispiel „Libussa“ zeigt, durchaus auch weibliche mythische Frauengestalten sein.

Während die nationsbildende Kraft des Gesamtstaats ausschließlich „männlich“ konstruiert und konnotiert wurde, lassen sich „weibliche“ Nationsmythen bei den marginalisierten österreichischen Nationen sehr viel eher festmachen. Umgekehrt erweiterte das Beispiel Maria Theresias die klassische „länder/nations“stiftende Leitfigur des „Landesvaters“ um die Dimension der „gütigen Landesmutter“, was wiederum der Ausbildung des „bürgerlichen“ Geschlechterverständnisses im 19. Jahrhundert zugute kam.

„Nation“ ist selbstverständlich nicht nur im politischen, sondern vor allem auch im kulturellen Kontext zu betrachten, wobei im Falle der ethnisch definierten Nationen der Sprache und Literatur eine besondere Bedeutung zukommt. Entsprechend wendet sich das vierte Kapitel dem Problem der Erfindung der Nation in der Literaturgeschichtsschreibung zu.

Den Ausgangspunkt von *Guido Lucchinis* Beitrag über die Entstehung des Nationalkonzepts in der italienischen Literaturgeschichtsschreibung bildet die 1809 von Ugo Foscolo formulierte Kritik an Gerolamo Tiraboschis *Storia della letteratura italiana* (1772–1781). Neben der Dominanz biographischer Ausführungen gegenüber solchen zu den Werken selbst bemängelte Foscolo vor allem das Fehlen einer leitenden Idee als Kriterium der Beurteilung. Diese Funktion sollte die Idee der Nation, verstanden vor allem als die Summe der geistigen und kulturellen Werte, übernehmen. Der Literaturhistoriker, der die Tendenzen des 19. Jh. nach Auffassung Lucchinis am besten repräsentiert, ist Francesco de Sanctis. Der – nicht unbedingt neue – Grundgedanke seiner Literaturgeschichtsschreibung ist die gegenseitige Implikation von Zivil- und Politikgeschichte einerseits, Literaturgeschichte andererseits. Für de Sanctis fällt daher das Ende der Unabhängigkeit Italiens am Beginn des 16. Jh. zusammen mit dem Verfall der italienischen Zivilisation, während die Wiedererlangung der Unabhängigkeit dann die gesamte Entwicklung der nationalen Literatur zusammenfasst und abschließt.

Michele Metzeltin setzt sich mit der semiotisierenden Erfindung moderner Nationalstaaten (frz. *Etat-nation*, it. *Stato-nazione*; die Verbindung beider Termini soll die politische und kulturelle Zusammengehörigkeit signalisieren) auseinander, die gemäß einer in Anlehnung an Foucault als „grille d’intelligibilité“ gebrauchten Systematisierung über folgende chronologisch stattfindende Prozesse und mythisierende Strategien geschieht: Bewusstwerdung – Territorialisierung – Historisierung – Standardisierung einer Nationalsprache – Textkanonisierung – Institutionalisierung – Medialisierung – Globalisierung. Das gemeinsame Erleben und Wiedererleben dieser Prozesse stiftet nationalstaatliche Identität. Zu diesem Erleben tragen wesentlich auch die Schriftsteller bei, insbesondere dann, wenn ein neuer Nationalstaat gerade gegründet wird oder sich festigen muss, was Metzeltin am Beispiel von Giosuè Carducci (1835–1907, 1906 Nobelpreis) darlegt, dessen vielgelesene *Odi barbare* (1877) sich sehr gut durch die genannte „grille d’intelligibilité“ interpretieren lassen.

Auf die besondere Situation der österreichischen Literatur und Literaturgeschichtsschreibung im Kontext der mit der deutschen gemeinsamen literarischen Tradition und Sprache verweist der Beitrag von *Sigurd Paul Scheichl*. Abgesehen von den Schwierigkeiten, hinsichtlich der „deutschen“ Literatur selbst klare historische Kontinuitätslinien von der Zeit vor dem 18. Jahrhundert herauf nachzuzeichnen, stellt sich als Hauptfrage hinsichtlich der „österreichischen“ Literatur die nach deren Zugehörigkeit zur oder aber Selbständigkeit gegenüber der „deutschen“ Literatur. Parallel zur politischen Entwicklung lässt sich auch für die österreichische Literaturgeschichtsschreibung eine deutliche „Austrifizierung“ nach 1945 erkennen. Gerade der habsburgische Mythos hat, so Scheichl, zu einer spezifisch österreichischen Ausformung der österreichischen Germanistik beigetragen. Bis heute sei allerdings die österreichische Literatur nicht sinnvoll in den Kontext der deutschen Literaturgeschichtsschreibung insgesamt integriert – und eine deutsche Literaturgeschichte aus österreichischer Sicht noch nicht geschrieben.

Das fünfte Hauptkapitel untersucht, wie weit das Nationalstaatsparadigma nach 1945 noch haltbar blieb, wie weit es durch neue (neonationale?) Konzepte abgelöst wurde und wie weit die seither insbesondere im „Westen“ erfolgte politische und wirtschaftliche Integration neue sinnstiftende Paradigmen verlangte.

Ernst Hanisch arbeitet in seinem Beitrag die – im Gegensatz zu Deutschland und Italien – völlig andere Entwicklung in Österreich nach der Zäsur von 1945 heraus. In Österreich waren nämlich erst nach 1945 die Voraussetzungen für die Entstehung einer spezifisch österreichischen „Staatsnation“ gegeben: Jetzt erst war der republikanische Kleinstaat, im Unterschied zur Situation von 1918, eine realistische und identitätsstiftende Zukunftsvision. Mit gezielten politischen Maßnahmen – wie etwa die 950-Jahr-Feiern im Jahre 1946 – wurde dieses neue „Österreichbewusstsein“ auch von Regierungsseite bewusst gefördert. Dennoch blieben die offenen Fragen der österreichischen Vergangenheit bestehen: Von der gemeinsamen deutschen Geschichte wollte man sich nach 1945 in dezidiert Form abgrenzen, die anderen „österreichischen“ Nationen hatte man schon in der Vergangenheit der Monarchie nicht integriert – wie sollten sie jetzt „zurückgeholt“ werden, angesichts der nationalen Sprengkraft, mit welcher sich die „Nachfolgestaaten“ zu Beginn des 20. Jahrhunderts von der österreichisch-ungarischen Monarchie losgesagt hatten?

Eine neue Perspektive eröffnete sich erst durch die Transformation der „österreichischen“ zur „europäischen“ Geschichte – der habsburgische Vielvölkerstaat konnte gewissermaßen als historisches Vorbild für ein multinationales Europa gesehen werden. So bewegte sich die österreichische Nachkriegshistoriographie zwischen der Begrenzung auf die kleinstaatlich-erbländische „österreichische“ Geschichte einerseits und dem Anspruch auf die große „europäische“ Dimension der österreichischen Vergangenheit andererseits. Diese Ambivalenz kennzeichnet die österreichische Geschichtswissenschaft bis heute.

Marco *Meriggi* zeigt, wie sehr das Ende des Zweiten Weltkrieges für die bis dahin vom nationalstaatlichen Einigungsprozess geprägte italienische Historiographie eine Zäsur darstellte. Wohl blieb der Staat im Zentrum der zunächst noch dominierenden politischen Geschichtsschreibung – insbesondere auch der marxistisch inspirierten, die das *Risorgimento* allerdings als Gegensatz von Volksmassen und staatstragenden bürgerlich-intellektuellen Schichten interpretierte. Doch drängte sich in den 70er-Jahren allmählich die Sozialgeschichte mit ihren lokal- und mikrohistorischen Fragestellungen in den Vordergrund, wobei sich der zeitliche Schwerpunkt des Interesses vom 19. und 20. Jahrhundert zu den vormodernen ständischen Gesellschaften des Spätmittelalters und der Frühen Neuzeit verlagerte. Damit verdrängten Region und Gemeinde die Nation und den Nationalstaat als sinnstiftende Instanzen. Freilich besteht auch die *Risorgimento*-Forschung weiter (und findet im Publikum große Resonanz), in der die Konzeptionen von Staat und Nation kaum in Zweifel gezogen werden.

Michael Gehler versucht in seinem abschließenden Beitrag eine Verortung der Zeitgeschichte, unter den geänderten Rahmenbedingungen seit 1989/90 und vor dem Hintergrund des 11. September 2001 und des 11. März 2004. Angesichts der in Auflösung befindlichen alten und einer in Bewegung geratenen neuen Welt müsse sich die Zeitgeschichtsforschung fragen, was sie noch zu sagen hat und in Zukunft mitteilen will. Hierfür müsse sie sich von der traditionellen (national-) staatlichen Orientierung lösen, wofür sich eine vergleichende Perspektive innerhalb eines „dynamischen Mehrebenensystems“ nahezu zwingend anbiete, wobei die Wechselbeziehungen zwischen diesen Ebenen (Region, Staaten, europäische und globale Prozesse) berücksichtigt werden müssen. Anhand ausgewählter west- und zentraleuropäischer Beispiele (Frankreich, Großbritannien, Italien, Schweiz, Österreich, BRD) versucht der Autor zu bilanzieren, wie weit eine „moderne“ Zeitgeschichtsschreibung bereits im Entstehen ist. Er diagnostiziert dabei zwar eine tendenzielle Lösung von den traditionellen nationalstaatlich orientierten Fragestellungen, stellt aber fest, dass die europäischen Zeitgeschichten immer noch deutlich mehr national zentriert als europäisch ausgerichtet sind. Die laufenden Globalisierungs-, Integrations- und Desintegrationsprozesse erzwingen allerdings eine weitergehende Neuorientierung, die aber differenziert erfolgen müsse, „denn es gilt wechselseitige Abhängigkeiten zwischen Regionen, Staaten und Nationen, internationalen Arenen, Europa und der Welt zu erfassen“.

Abschließend sei nochmals festgehalten, dass im Rahmen des vorliegenden Bandes die Geschichte einer Fragestellung, und zwar des legendären „grand design“ der Geschichtswissenschaft im trilateralen Vergleich verfolgt und analysiert wird, womit nicht einfach nur, so viel dürfte klar geworden sein, eine „Geschichte der Historiographie“ gemeint ist.

